

»Zeitgemäße Anpassung« der weiblichen Orden und Genossenschaften und die Nachwuchsfrage

Die Forderung nach einer „zeitgemäßen Anpassung“ der weiblichen Orden und Genossenschaften stammt von Papst Pius XII. Er erhob sie in einer Ansprache vor Generaloberinnen am 15. September 1952¹. Dort sagte er: „Es ist gerade ein Jahr her, daß Wir eingehend eine Reihe von Fragen behandelt haben, die den rechten Stand der weiblichen Erziehungsorden und ihre geeignete *Anpassung an die gegenwärtige Situation* (adaptation convenable à la situation actuelle) zum Ziel hatten. Ein guter Teil, wenn nicht die Mehrzahl der damals gegebenen Weisungen gelten auch für alle anderen Ordensgenossenschaften. Die Erfahrungen des gerade sich erfüllenden Jahres ermuntern Uns, Ihre Aufmerksamkeit auf die Leitsätze hinzulenken, die Wir vor Jahresfrist formulierten. Wir bitten Sie, sich mutig nach ihnen zu richten, wenn Ihre Schwestern und Ihre eigene Erfahrung Ihnen sagen, daß der Augenblick gekommen ist, in kluger Weise den heutigen Lebensformen Rechnung zu tragen. So zu Ihnen zu sprechen, bestimmt Uns ein ganz besonderer Grund. Sie wissen, daß die Frauenorden eine recht schwere Krise durchmachen. Wir meinen das zahlenmäßige Absinken der Berufe. Gewiß hat diese Krise noch nicht alle Länder erfaßt und selbst da, wo sie herrscht, ist ihre Heftigkeit nicht überall gleich. Aber in einer Reihe europäischer Länder ist sie heute schon beunruhigend. In einem Land, in dem vor 20 Jahren das weibliche Ordensleben noch in voller Blüte stand, hat die Zahl der Berufe um die Hälfte abgenommen. Dabei standen seinerzeit ernste Schwierigkeiten dem Beruf der jungen Mädchen hindernd entgegen, während heutzutage die äußeren Umstände dahin zu drängen scheinen und man glauben könnte, man müsse gegen unechte Berufe auf der Hut sein . . . Angesichts dieser Berufskrise geben Wir Ihnen den dringenden Rat, darüber zu wachen, daß die überkommenen Gewohnheiten und die jetzigen Formen des Lebens und der Aszese in Ihren Ordensfamilien kein Hindernis bilden und nicht Ursache von Austritten sind. Wir sprechen von bestimmten Bräuden, die zwar in anderen kulturellen Verhältnissen einmal einen Sinn hatten, heute aber nicht mehr, und darum von einem jungen Mädchen, so gut und hochherzig es sein mag, nur als Hindernis für seinen Beruf angesehen werden . . . Mit einem Wort: Paßt Euch in allen Dingen, die nicht wesentlich sind, an, soweit es die Vernunft und die geordnete Liebe geraten sein lassen.“

Diese Worte des Papstes sind nicht unbeantwortet geblieben, wenn man auch nicht leugnen kann, daß die gemachten Versuche einer „zeitgemäßen Anpassung“ im großen und ganzen sehr zaghaft waren und sich in einem bescheidenen Umfang hielten. Es ist hier, wie immer und überall: Von sich aus geht der Mensch nicht gern an eine Änderung seiner Lebensgewohnheiten heran. Auch in der Kirche, einschließlich in den Orden, sind die großen Reformen (die nicht notwendig moralischer Art zu sein brauchten) für gewöhnlich auf äußeren Druck hin erfolgt oder jedenfalls vorangetrieben worden. Dieser Druck ist für die Orden (vor allem die weiblichen) heute durch den spürbaren Nachwuchsmangel gegeben, wobei man noch hinzufügen muß, daß sich die Situation seit der Ansprache des Papstes keineswegs gebessert, sondern für eine Reihe von Ländern (wir denken hier vor allem an Frankreich, Belgien, Holland, Österreich und Deutschland) noch verschlechtert hat. Man registriert das in offiziellen Kreisen mit wachsender Sorge, forscht nach den Ursachen und sucht nach Mitteln, um der Krise beizukommen. Mag man nun noch so sehr und mit Recht den heutigen Zeitgeist (vor allem in den Ländern eines hohen Lebensstandards) für diese Krise verantwortlich machen, so setzt sich doch, je länger desto mehr, das Gefühl durch, daß etwas Einschneidenderes geschehen müsse, und zwar von den Orden selbst, weil eine Hilfe von außen nicht zu erwarten ist. Darum ist die Frage nach einer „zeitgemäßen Anpassung“ von neuem und diesmal noch dringender gestellt. Zwar ist eine solche Anpassung, mag sie noch so vollkom-

¹ AAS 44 (1952), 823ff.; Geist und Leben 25 (1952), 379ff.

men geschehen, kein Allheilmittel für die Lösung der Nachwuchsnot, aber sie ist der von der Vernunft und von der Kirche und darum auch von Gott geforderte Anteil, den die Orden selbst zu leisten haben.

Es ist darum auch nicht zu verwundern, wenn in der letzten Zeit in verschiedenen Ländern die gleichen Überlegungen angestellt werden. Vor uns liegt ein belgisches Gutachten, das auf eine Enquête bei jungen Mädchen und bei Klosterfrauen zurückgeht, die von Ordenspriestern (Jesuiten) in den vergangenen Jahren veranstaltet worden ist. Die Ergebnisse der Rundfrage wurden von P. Pierre Pirnay den Höheren Ordensoberinnen in einer geschlossenen Konferenz mitgeteilt und sind als Privatdruck erschienen². Manches von dem, was dort gesagt ist, mag für uns im deutschen Sprachbereich nicht zutreffen (wir haben den Eindruck, daß die französischen und belgischen Frauenkonvente um einiges konservativer sind als bei uns), aufs Ganze gesehen sind es aber hier wie dort die gleichen Dinge, die einer gründlichen Überprüfung bedürfen. Dafür sprechen die deutschen Zeugnisse von Mädchen und Ordensfrauen, die wir selbst gesammelt haben. Wir werden darum in einem ersten Teil die Bedenken zusammenfassen, die gegen das weibliche Ordensleben in seiner gegenwärtigen Form vorgetragen werden, und suchen in einem zweiten Teil einige Hinweise dafür zu geben, in welcher Richtung wohl eine „zeitgemäße Anpassung“ zu geschehen habe.

I.

Bevor wir ins einzelne gehen, scheint es uns wichtig, die gefühlsmäßige und darum so tiefgehende Abneigung der jungen Generation gegenüber dem heutigen (weiblichen) Ordensleben klar zu sehen. Das gelingt um so eher, als man sich zunächst von allem Werturteil frei hält, zumal es sich in den angezogenen Zeugnissen um Christen (Mädchen und Ordensfrauen) handelt, denen es an Idealismus nicht mangelt und die durchaus zu unterscheiden vermögen zwischen der evangelischen Vollkommenheit und deren zeitbedingten Ausdrucksformen, mag es ihnen auch hin und wieder an genügend Erfahrung fehlen.

Um es kurz zu sagen: Der junge Mensch von heute empfindet das Gesicht, also das Gebaren, die Kleidung, die Sprache und die Gewohnheiten der allermeisten Kongregationen in vieler Hinsicht schockierend. Der Unterschied der Formenwelt wie auch der Mentalitätsunterschied zwischen dem Kloster und der gewöhnlichen Welt, wie sie nun einmal ist (und diese Welt gilt es ja zunächst hinzunehmen und nicht von vornherein in dem Sinne, wie Klosterfrauen gern von den „Weltmenschen“, von der „Welt draußen“ usw. sprechen, als böse hinzustellen), sind in den Augen der meisten enorm. Vielleicht mögen sie aus ihrem, wie sie sagen, Gefühl für das Wesentliche, Einfache, Ungeschraubte, für Wahrhaftigkeit und Echtheit, aus ihrer Abneigung gegen alles Formelhafte, Schablonenhafte, Kleinliche, gegen einen befohlenen Konformismus und eine unnötige Einengung der persönlichen Sphäre in manchem zu scharf und darum ungerecht urteilen. Auf jeden Fall wird man ihre Haltung in Rechnung stellen müssen, und diejenigen, die glauben, sie könnten über sie hinweggehen, werden das Nachsehen haben und eines Tages schwere Enttäuschungen erleben, wie jene Höhere Oberin, die folgendes an einen Ordenspriester schrieb: „Hochwürden! Ich bin so entmutigt, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr. Hören Sie nur . . . Gestern abend hatte ich eine Gruppe junger Mädchen und Frauen hier. Man hatte mich gebeten, zu ihnen über das Ordensleben zu sprechen. Ich hatte mir vorgenommen, ihnen zunächst eine theologische Wesensbestimmung desselben zu geben und dann ganz einfach zu sagen, was es für mich bedeutet. Aber dieser schöne Plan wurde augenblicklich zunichte. Warum? Weil die schönste Definition, meine lebendigsten persönlichen Erfahrungen, vor den Einwänden zusammenstürzten. O, diese Einwände! Sie schienen mich wie eine mächtige Woge zu ertränken, deren ich nicht Herr werden konnte. . . . Dabei konnte ich die konkreten Tatsachen nicht leugnen, die mir, wie ein sich dahinwälzendes Feuer, vorgelegt wurden: von allen Arten, aus allen Gebieten, ernste und komische (und diese sind nicht weniger ernst zu nehmen, denn in ihrer manchmal erschreckend infantilen und beschränkten Gestalt sind sie Äußerungen eines Gei-

² *Des jeunes filles se disent rebutées par la Vie Religieuse. Pourquoi?* Imprimerie G. Leens. 94, Rue du College, Verviers (Belgique).

stes, aus denen weder das Evangelium erkennbar ist noch das Ideal, das doch am Beginn dieser Ordensleben da gewesen sein muß). Und es waren, glauben Sie es mir, nicht Geschichten von guten Schwestern, wie es auch Geschichten über Pfarrer und Jesuiten gibt. Es waren leider Tatsachen, die institutionelle und strukturelle Fehler erkennen ließen, die ihrerseits einen entsprechenden Geist hervorgebracht haben. Ich muß gestehen: wir machen nicht mehr, nicht einmal für die Besten der heutigen Generation, die Liebe Gottes sichtbar; unser Zeugnis ist für sie nicht mehr annehmbar; wir sind nicht mehr (jedenfalls nicht mehr in genügendem Maße) „Zeugen der Gottesstadt“³. Ich bete, der Heilige Geist möge einen Sturm entfachen wie am Pfingsttag. Ich bete, daß unsere Frauenherzen, unsere Frauenmentalität rechtzeitig begreife, was das Wesentliche ist und daß einzig ‚die Liebe zählt‘, daß alles andere ein geheiligtetes Zeichen dafür sein muß und nicht eine beklagenswerte Karikatur.“

Gehen wir einmal im einzelnen die Einwände durch, die gemacht werden. Da ist zunächst das *Haus*. Es fängt schon bei der Pforte an, deren Geruch unverkennbar ist, natürlich wegen der Armenspeisung, aber man darf solche Dinge nicht nur durch das Pfortenfenster sehen, sondern muß sie mit dem Fremden erleben, der das Haus betritt. Und dann das Sprechzimmer. Einer, der viele von ihnen gesehen hat, beschreibt es folgendermaßen: „Es hat wunderbar gewachstes Parkett, asketische rote Plüscharmssessel, die wenigstens während der Woche mit Überzügen versehen sind; überall Schondecken, Nippes und Bändchen. Wir, die wir in der Architektur und selbst in unseren Wohnräumen (wie in der Frömmigkeit) das Einfache, Funktionale und Echte lieben, sind überschüttet. An der Wand vermutet man Ahnenbilder. Tatsächlich, man entdeckt verstorbene Generaloberinnen. Mit undurchdringlichem Gesicht und prüfenden Augen scheinen sie sich zu fragen, ob du wohl guten Geist hast. Daneben lächelt ein verehrungswürdiger Geistlicher, im Gewand des vorigen Jahrhunderts, offensichtlich Mitstifter der Kongregation, auf dich herab.“ „Man muß die Sprechzimmer der Klöster besucht haben“, hat Gaetan Bernoville einmal gesagt, „um sich eine Vorstellung von der Ewigkeit machen zu können.“ — Die Mutterhäuser sind für gewöhnlich eine kleine Stadt für sich, in der der einzelne sich wie verloren vorkommt, und wenn sie im vorigen Jahrhundert gebaut sind, haben sie alle mehr oder weniger den gleichen Stil. Bisweilen sind ihnen Werke des Ordens, der Genossenschaft angegliedert: eine Schule, ein Kranken-, ein Waisenhaus usw. Dadurch wirken sie noch größer. Der heutige junge Mensch, der mehr als in der Vergangenheit der Geborgenheit bedarf und auch in der Ordensgemeinschaft eine Familie zu finden hofft, wird hier oft auf eine harte Probe gestellt. — Und dann die leidige Kleiderfrage. Es ist schon zu viel dazu gesagt worden und noch wenig geschehen. Wie hatte sich doch Pius XII. in der schon zitierten Ansprache geäußert? „Das Ordenskleid muß immer die Weihe an Christus zum Ausdruck bringen. Das erwarten und wünschen alle. Im übrigen soll es geeignet (convenable) sein und den Forderungen der Hygiene entsprechen.“ Das läßt einen weiten Spielraum. Wenn kaum davon Gebrauch gemacht worden ist, gibt das zu denken. Wir geben hier eine von vielen Stimmen wieder, nicht von einem Außenstehenden, schon gar nicht von einem Mann, sondern von einer Ordensfrau, die es wissen muß. „Man wird durch die viel zu warme Kleidung verweichlicht, so daß man allen Erkältungen ausgesetzt ist. Die Empfindlichkeit geht so weit, daß im Hochsommer im Refektorium, in dem über 100 Schwestern essen, kein Fenster geöffnet werden darf, damit kein Zug entsteht. Den Schwestern läuft der Schweiß buchstäblich im Gesicht herunter. Eine normale und erholende Bewegung im Freien ist mit den langen Wollhabitun unmöglich, schon gar nicht in einem hügeligen Gelände, ebensowenig oder nur in ganz bescheidenem Umfang ein spannender Sport, ein Spiel. Der Kopf ist mehrfach eingehüllt. Das größte Hindernis für eine ernste Kleiderreform sind die alten Schwestern selbst und ihre Eitelkeit.“ Keine Frage, daß hier ein Desiderat offen bleibt. Denn was vor 300 Jahren die Kleidung von Bauernmädchen war, wie bei den Barmherzigen Schwestern des hl. Vinzenz, und vor 100 Jahren noch dem (bisweilen französischen) Geschmack der Zeit entsprach, wie bei den meisten, heute üblichen Ordenstrachten, muß notwendig wie aus einer anderen Welt wirken und verurteilt zugleich die junge Ordensfrau dazu, vor anderen Menschen feierlich zu wirken und sich nicht mehr persönlich geben zu können.

³ Vgl. das gleichnamige Buch über den Ordenstand von R. Carpentier SJ (Geist und Leben 32 [1959], 57ff.).

Damit sind wir schon bei der zweiten Gruppe von Schwierigkeiten, die gegen die Formen des heutigen weiblichen Ordenslebens vorgebracht werden. Sie betreffen die *menschliche Welt* des Klosters. In einem großen Konvent — wie kann es anders sein — ist alles genau geregelt, nicht nur der Tageslauf, die Zeit für die verschiedenen Übungen und Arbeiten, des Sprechens und des Schweigens, sondern auch die Art und Weise, wie man sich zum Chor und zu Tisch begibt, wie man sich in der Kapelle und im Refektorium zu benehmen hat, die Weise des Sich-Begrüßens und die Anrede der Oberin, die Sprache im Kapitel und in der Erholung, und bisweilen sogar der Briefstil, vor allem Anfang und Schluß. Wenn die Kandidatin und Novizin in das klösterliche Leben und in den Geist des Ordens eingeführt wird, dann muß sie als erstes dies alles lernen, und das verändert sie schon in kurzer Zeit. Ein junges Mädchen, das ihre Ordensante zu erstenmal wieder sah und selber später Ordensfrau wurde, schrieb: „Tante Magdalena ist ganz anders, seit sie Nonne ist. Zuvor war sie natürlich, gut, heiter, lebhaft; sie liebte uns *und zeigte es uns*. Das war reines Gold. Jetzt ist es Silber . . . und sehr blasses. Man wird sagen, daß sie nur noch den Geist ihres Ordens habe. Und der ist leider sehr klein. Wir sind alle ganz enttäuscht. Mein Beruf ist ein wenig erschüttert. Jedenfalls werde ich niemals, weder ich noch meine Schwestern noch meine Kousinen, in diese Kongregation eintreten. Ich will eine finden, die ihren Ernst zeigt, aber nicht indem sie zerstört, sondern aufbaut und ‚tauft‘. Wir wollen ‚Geweihte‘ sein, aber nicht Geminderte und Verarmte; wir wollen nicht, daß erstarrte Regeln und überlebte Praktiken uns zu ‚guten Schwestern‘ formen. Wenn dieses Wort leider gleichbedeutend mit Einfalt und Rückständigkeit geworden ist, ist das nur die Schuld der Laien?“

Hier wird auch schon der tiefere Grund für die Abneigung gegen das heutige Ordensleben kund. Man fürchtet, man würde in eine Schablone gezwängt und könne sich nicht mehr genügend in seiner Eigenart entfalten; die Gewohnheiten und ein alles reglementierender Gehorsam würden den natürlichen Menschen, der doch von Gott kommt, ersticken. „Zu viele Ordensfrauen“, schrieb ein Mädchen, das trotz allem ins Kloster ging, „machen den Eindruck von Menschen, die in einer dauernden und etwas übermenschlichen Anstrengung leben, um ihre Natur zu besiegen, um eine persönliche Vollkommenheit zu erreichen. Es hat dabei den Anschein, als gäbe es keine normale Entfaltung ihrer natürlichen Fähigkeiten. Im Gegenteil, viele scheinen die menschliche, doch getaufte Natur zu verneinen, die gewiß ihre Wunden und Schwächen hat, die aber trotzdem im Ordensleben als gesunde, heilige und reiche Stütze der Gnade müßte dienen können. Es gibt im Kloster leider eine zu große Zahl erloschener, erstorbener, genauer gesagt, menschlich nicht ausgereifter Ordensfrauen.“ Ähnlich eine andere: „Die ‚Geistlichen Übungen‘ sind für Männer geschaffen worden. So wie sie bisweilen von Ordensfrauen interpretiert werden, machen sie diese weniger menschlich, oder genauer, mindern sie ihr Frauentum. Sie sind nicht fraulich genug . . . In meinen Augen verkörpern sie eher ein stoisches als ein christliches Ideal. Das flößt mir Angst ein. Um sich ihnen anzugleichen, muß man anscheinend etwas Lebendiges ersticken. Gewisse Ordensfrauen scheinen unter einer Maske zu stecken. Sie sind nicht mehr wirklich sie selbst. Ich möchte sie einfach und heiter, natürlich und übernatürlich zugleich sehen. Wie Christus ganz sicher gewesen ist.

Dadurch ist auch das Verhältnis der Schwestern zu anderen, zu ihren Mitschwestern wie zu Draußenstehenden betroffen. Das Gespenst der Partikularfreundschaft ist so einseitig heraufbeschworen worden — wer wüßte nicht, daß sie eine ernste Gefahr für die Betreffenden und für die Kommunität bedeuten kann! —, daß oft keine natürliche Regung mehr aufkommt und man sich reserviert, um nicht zu sagen kühl und teilnahmslos gegenübersteht. Wenn zwei Schwestern, die sich seit den gemeinsam verbrachten Tagen des Noviziates gut verstanden, in verschiedene Häuser ziehen, dürfen sie in manchen Kongregationen sich nicht schreiben. Und auch dort, wo eine von ihnen in die Mission ging, erhielt die Zurückbleibende nur zögernd und ausnahmsweise die Erlaubnis zu einem Brief. Der Antwortbrief der Missions-Schwester begann folgendermaßen: „Ich habe zwar viel und ernsthafte Dinge zu tun, aber Ihren Brief muß ich doch gleich beantworten! Und ich schreibe nicht einmal mit der Schreibmaschine, obwohl ich das Schreiben mit der Hand schon fast verlernt habe. Nein, ich kann Ihnen gar nicht sagen, welch ein Ereignis Ihr Brief für mich war.“ Solche Vorkommnisse sind denen, die sich ernsthaft mit der Frage des Ordensberufes beschäftigen, kaum ver-

ständig zu machen. Wenn sie davon erfahren, und es bleibt gar nicht aus, daß sie solche und ähnliche Dinge erfahren, dann schrecken sie vor dem Eintritt zurück. Denn sie sagen sich — kaum mit Unrecht —, daß es noch mehr unverständliche Vorschriften geben wird, mit denen man von seiten der Vorgesetzten mögliche oder auch wirkliche Gefahren ein für allemal zu bannen sucht.

Und erst das Verhalten der Schwestern zu Außenstehenden. Ein Mädchen schreibt darüber: „Die Beziehungen mit Ordensfrauen sind oft sehr unpersönlich, denn sie lassen nur selten die normalen Gemütsbewegungen sich äußern. Sie drängen sie im Geiste des Verzichtes zurück. Vielleicht hat man zu sehr die Partikularfreundschaft oder das zu menschliche Interesse fürchten gelehrt. Man spürt — und ist peinlich berührt — die Liebe aus Pflicht. Ihr Mangel an Einfachheit zieht auch einen Mangel an Schlichtheit im Gespräch nach sich. Sie sind geschraubt, gehemmt, starr. Sie sind eingezwängt in ein Kleid, das meine Großmutter und selbst meine Urgroßmutter ablehnen würden. Instinktiv sucht man den Fächer und die Krinoline. Und was am schwersten wiegt: Sie kommen sich mit ihren Häubchen, Bändern, Halstüchern, Brusttüchern und Stoffmassen in keiner Weise lächerlich vor. Ganz im Gegenteil: Sie kämen sich lächerlich vor, wenn sie, wie Ritter ohne Rüstungen, ihren Panzer nicht mehr hätten. Warum tragen sie kein Kleid, das wohl allen ihren Stand anzeigt, aber einfach, passend und arm ist. Das Gewand der Kleinen Schwestern der Familie des Charles de Foucauld ist sicher nicht elegant, aber ich habe nie ein Mädchen gehört, das es kritisiert hätte.“ „Das mindeste, was man sagen kann, ist, daß ihre Haltung oft zugeknöpft, gemessen und berechnet ist, oder noch öfter künstlich. Wie gern sähe man spontane Äußerungen der Freude. Auch ein echtes Lachen (wie es übrigens in den beschaulichen Konventen ganz selbstverständlich ist) würde erbauen. Es ist so schade, daß so wenig Ordensfrauen wirklich froh erscheinen. Ihr Leben erscheint uns — vielleicht wegen der Überbelastung — eher schwer als glücklich. Zu viele erscheinen als angespannt, verkrampft, enttäuscht. Sie erwecken nicht genug das Gefühl, ein glückliches Leben in einer glücklichen Familie zu leben. Wenn es richtig ist, was Bergson gesagt hat, daß die Freude das Zeichen eines erfüllten Lebens ist, gibt es dann wirklich viele Ordensfrauen, die erfüllt sind?“

Ein besonderer Punkt des mitmenschlichen Verhältnisses betrifft die eigene Familie. Auch hier gilt es die Wandlungen zu bedenken, die sich in den letzten Jahrzehnten vollzogen haben, um die Haltung und Wünsche junger Menschen zu verstehen, die sich mit Ordensgedanken tragen. Die Familie ist noch der einzige Ort der Geborgenheit in der technisierten Welt und der nivellierten Massengesellschaft von heute. Darum pflegen in guten, intakten, christlichen Familien die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern viel inniger und persönlicher zu sein als früher. Und was neu ist: nicht nur die Kinder haben eine Hilfe an ihren Eltern (was bei den unverheirateten Kindern in reiferen Jahren besonders deutlich wird), sondern auch die Eltern an ihren Kindern; sie haben ihre Kinder mehr nötig als früher. Von hierher gesehen versteht man, wenn ein Mädchen, das in einen Orden eintreten will, schreibt: „Für mich ist ein Orden, der mir nicht erlaubt, das Naturgesetz (das zugleich Ausdruck des Willens Gottes ist) und das vierte Gebot zu beobachten, gerichtet. Ich werde dort niemals eintreten.“ Ähnlich eine andere: „Dieser eine Punkt ist wesentlich, einmal in sich selbst, weil er ohne rechten Grund unendlich liebe Wesen verletzt, dann aber auch als Zeugnis einer allgemeinen Mentalität, die mir in offenem Widerspruch mit dem Evangelium zu sein scheint. Man braucht kein Exeget zu sein, um zu wissen, daß der bekannte Text: ‚Wer seinen Vater und seine Mutter nicht haßt . . .‘, offensichtlich nicht das bedeutet, was man ihm oft unterschiebt, um eine Haltung zu rechtfertigen, die tatsächlich nicht zu rechtfertigen ist. Statt des Mißbrauchs, der mit diesem Text getrieben wird, wären die Exerzitienmeister- und die Oberinnen besser beraten, wenn sie einen anderen Text des Evangeliums (Mt 15, 1ff.), der ebenso authentisch ist und dem anderen vorausgeht, aber nur sehr ungern zitiert wird, erklärten, zur Meditation vorlegten und vor allem in die Praxis umsetzten: ‚Da traten Pharisäer und Schriftgelehrte aus Jerusalem an Jesus mit der Frage heran: Warum übertreten deine Jünger die Überlieferung der Alten? Sie waschen sich ja nicht die Hände, wenn sie Brot essen. Er antwortete ihnen mit der Gegenfrage: Warum übertretet denn ihr das Gebot Gottes um eurer Überlieferungen willen? In der Tat. Gott hat doch geboten: Du sollst Vater und Mutter ehren, und: Wer Vater oder Mutter flucht, soll mit dem Tod bestraft werden. Ihr aber

sagt: Wer zu Vater oder Mutter spricht: Opfergabe (soll das sein), womit ich dich unterstützen könnte, der braucht seinen Vater und seine Mutter nicht mehr zu ehren. So habt ihr Gottes Gebot aufgehoben um eurer Überlieferung willen. Treffend hat von euch Isaias gesagt: Was sie lehren, sind Menschensatzungen'."

Noch dringender sind die Klagen, die aus den *Familien* der Ordensfrauen kommen. Sie stellen immer wieder fest, wie wenig sie es verstehen können, daß ihr Kind, ihre Schwester, die sie Gott geschenkt und geweiht haben, in der Not, in der Trauer, aber auch an den großen Freudentagen der Familie nicht unter ihnen weilen darf. Man könnte sagen, das sei im Grund doch Mangel an Glaubensgeist und an wirklicher Opfergesinnung, aber die Häufigkeit der Klagen, auch aus den besten Familien, verbietet eine so einfache Erklärung oder jedenfalls ihre Verallgemeinerung. Eine Mutter, deren Tochter als Ordensfrau nach langer Krankheit starb, schreibt: „Während all dieser langen Leidensmonate konnte ich meine kleine Tochter nur ein einziges Mal sehen. Denn die Krankenabteilung lag in der Klausur. Bei meinem ersten Besuch hat man mein Kind auf einer Tragbahre ins Sprechzimmer heruntergebracht. Aber es schien schon so am Ende seiner Kräfte zu sein und die ganzen Umstände des Besuches waren so gespenstig, daß ich nie mehr zurückgekommen bin. Jetzt, da mein Kind tot ist, bedauere ich es, aber was konnte ich anderes tun?“

Und hier noch auszugsweise ein Brief, der im Ausdruck wie im Inhalt sehr maßvoll ist, geschrieben von einer geistig ungewöhnlich hochstehenden Dame: „Ich möchte Ihnen den Standpunkt einer Familienmutter darlegen, die noch nicht alt genug ist, um vergessen zu haben, wie sie mit 20 Jahren dachte, und die gleichzeitig alt genug ist, um an einen möglichen Ordensberuf ihrer Tochter zu denken . . . Ich habe nur eine Tochter unter mehreren Söhnen. Wenn sie mir sagen würde, sie habe Ordensberuf, dann glaube ich, würde ich zuerst eine tiefe Freude und einen großen Stolz empfinden bei dem Gedanken, daß Gott mein Kind zu seinem Dienst haben will. Und wenn das Opfer mir, menschlich gesehen, auch herzerreißend vorkäme — denn sie ist der Sonnenschein unserer Familie —, so würde ich es doch ohne Vorbehalt bringen, wenn ich nicht den Hintergedanken haben müßte, daß sie nicht die vollkommene Hingabe verwirklichen könnte, das ‚vollkommene Lobopfer‘, weil das Klosterleben, wenn ich so sagen darf, mit dem Leben in der Welt in keinem Verhältnis steht, und weil die Formung, die sie dort empfangen würde, ohne Zweifel ihre Persönlichkeit und ihre Sensibilität zugrunderichten würde . . . Es gibt noch einen anderen Punkt des Problems, das mir am Herzen liegt, nicht nur als Mutter einer Tochter, die vielleicht Nonne wird, sondern auch als Christin, die in der Welt für Gott kämpft. Sie klagen, daß Sie nicht genug Berufe bekommen, daß Sie Arme für Ihre Arbeit bräuchten. Aber haben Sie sich je klargemacht, wie sehr wir Ihrer bedürfen könnten? Sie sind die Auserwählten, die Bevorzugten Gottes, und wenn Sie auf die leibliche Mutterschaft verzichtet haben, war es dann nicht, um für die geistige Mutterschaft desto mehr bereit zu sein? Sind Sie es nicht, die am meisten dazu befähigt sind, Ihre Umgebung die rechte Art der Liebe zu lehren? Müssen Sie nicht am allermeisten die lebendige Liebe Christi zu den Kindern, die Sie unterrichten, und zu den Kranken, die Sie betreuen, zu den Mitgliedern Ihrer Familie verkörpern? Und glauben Sie, daß der geläufige Ausdruck ‚seine Tochter verlieren‘, wenn sie in den Orden eintritt, nicht mehr als eine Berufene zurückstößt? Ich weiß, theoretisch bleibt das Herz der Ordensfrau ‚in Unserem Herrn‘ den Ihren nahe. Macht man aber nicht in der Praxis, aus Angst, diese Liebe könne zu menschlich sein, eine verkümmerte und vertrocknete Liebe daraus? Und wenn ich auch verstehe, daß eine Ordensfrau auf die Freuden des Familienlebens verzichtet, um für Gott zu leben, so verstehe ich weniger, daß sie niemals am Familientisch Zeugnis geben kann von dieser Liebe Christi, nach der wir unbewußt hungern. Ist die Allerseligste Jungfrau nicht sofort zu ihrer Base gegangen, die ihrer bedurfte? Als jemand von meinen nächsten Verwandten, im Sterben liegend, bat, von meiner sehr geliebten Schwester, die im Kloster war, Abschied nehmen zu dürfen, wurde es ihr abgeschlagen, aber zwei Monate später konnte meine Schwester kommen, um Almosen zu sammeln. Verzeihen Sie die Frage, ob Sie glauben, daß das wirklich dem Willen Gottes entsprach? Es würde mir nichts ausmachen, meine Tochter einem harten Noviziat in spürbarer Armut unterworfen zu sehen, sie in ein fremdes Land abreisen zu lassen, wo sie allen menschlichen Trost entbehren müßte; ich würde es sogar hinnehmen, sie niemals wiederzusehen, wenn sie in einen beschaulichen Orden einträte;

wenn ich sie aber von der bloßen Ordensregel verpflichtet sähe, einen solchen Akt zu setzen, so würde ich beinahe ihre Berufung bereuen.“

Eine dritte Gruppe von Schwierigkeiten gegen das heutige Ordensleben betrifft das *Apostolat*. Man weiß, welcher apostolatsfreudige Zug heute durch die Kirche geht, und wie vor allem die junge Generation davon erfaßt ist. Dabei haben sich die Formen des Apostolats im Vergleich zu früher vielfach gewandelt. Man ist elastischer, aufgeschlossener gegenüber den Nöten und Notwendigkeiten des Augenblicks, und die Kirche drängt auch hier auf Anpassung. Muß nicht der junge Mensch fürchten, seine eben aufgekeimten Ideale im Orden zurückstecken zu müssen? Ist ihm nicht hier jede Initiative verwehrt? Wird er sich nicht auf einen in allen Einzelheiten vorgeschriebenen Weg begeben, der keinerlei Abweichen erlaubt? Haben überhaupt die Orden und Genossenschaften den neuen apostolischen Frühling schon zur Kenntnis genommen? „Wir haben das Gefühl“, heißt es in einem Brief, „daß die Ordensfrauen nicht genügend auf dem Hordposten einer immer jungen, immer missionarischen und wachsenden Kirche stehen. Man möchte sagen: Sie glauben in Wirklichkeit nicht, daß der Heilige Geist, der die heutige Kirche beseelt, genau der gleiche ist, der die Kirche während Zweitausend Jahren beseelt hat. In ihrem düsteren und überlebten Gewand scheinen sie ewig wie in einem Leichenzug die Kordeln des über den Sarg ausgebreiteten Tuches eines längst Verstorbenen zu halten. Sie predigen uns die Gefahren des Avantgardisten in einer Weise, daß man sie sich nicht anders als am Schluß des ganzen Zuges vorstellen kann.“ „Zu viele Kongregationen leben unter der Glasglocke. Sie bilden geschlossene und über sich selbst nachdenkende Wesenheiten. In der Tat, sie machen sich zum Mittelpunkt der Welt. Ihre heiligen Zeiten, ihre unantastbare Tagesordnung, ihr minutiöses Reglement atmen eine entsetzliche Starre und Unbeweglichkeit, die alle Initiative erstickt und jede Einbildungskraft entmutigt. Dieses Übel ist verhänglich und vergiftet langsam, aber sicher. Ist es nicht unendlich traurig, feststellen zu müssen, daß in manchen Kongregationen das Ordensleben, das vor allem eine stets wache Liebe wecken müßte, einen Kollektivegoismus fördert, der um so schwerer wiegt, als er völlig unbewußt, aber nichtsdestoweniger real ist?“

„Für alles und jedes müssen die Schwestern zu ihrer Oberin laufen. Und selbst die höheren Oberinnen haben nur sehr begrenzte Vollmachten. Da fast alles durch die Ordensregel festgelegt ist, muß die Oberin für viele Dinge ins Mutterhaus schreiben. Im übrigen ist sie nicht nur der Mittelpunkt des Hauses; ohne sie geschieht auch nichts. Dazu eine hübsche Geschichte: „Bei einer Konferenz betreten 25 Schwestern den Saal. Sie sehen in ihrer altmodischen Kleidung alle gleich aus. ‚Welches ist die Oberin?‘, fragt meine Nachbarin. Plötzlich legt eine von ihnen — es ist drückend heiß — den Schal ab. Sofort tun es die 24 ihr nach. ‚Die Oberin ist die, die als erste ihren Schal ablegte‘, bemerkt triumphierend meine Nachbarin.“

Wie schwer es für eine Ordensfrau ist, einem apostolischen Ruf, der sich ihr aus der Situation heraus aufdrängt und in dem sie den Willen Gottes erkennt, nachzukommen, macht das Beispiel der berühmten Mutter Teresa in den Elendsvierteln von Kalkutta deutlich. Welche Umstände, ehe sie ihre Arbeit beginnen kann. Als endlich das römische Dekret, das ihre Exklausurierung erlaubt, ankommt und im Konvent verlesen wird, ist die Erregung unter den Mitschwestern groß. Die klösterliche Ordnung scheint erschüttert. Wer wird solche Belastungen schon auf sich nehmen? Ist im Kloster nicht alles darauf abgestellt, auf keine eigenen Gedanken zu kommen? Wenn das aber so ist, wer wird dann den Ruf Gottes in der Not und den Aufgaben der Zeit überhaupt noch hören? Und wenn er ihn hört, wird er ihn nicht erschrocken von sich weisen, im Gedanken daran, welche Unannehmlichkeiten sich u. U. aus seiner Befolgung ergeben könnten? Im Falle der Mutter Teresa führte die neue und so überaus fruchtbare apostolische Arbeit fast notwendig zur Gründung einer neuen Gemeinschaft, weil sie sich nach den Satzungen ihrer bisherigen als undurchführbar erwies. Solche Beispiele aber kommen den jungen Christen heute zu Ohren; denn sie sind überall zu lesen. Sie erwecken Begeisterung und rufen zur Nachahmung auf. Aber bei ihren Schwestern finden sie keine Hilfe. So schreibt die Mädchengruppe eines Internates: „Wir wollen eine Ferienkolonie für arme Kinder organisieren. Keine Schwester kann uns begleiten. Dafür gibt es genug schlimme, gute Gründe“. Sie müssen sich ausruhen. Sie haben Klausur. Sie haben täglich zwei Stunden Anbetung und beten das Offizium. (Könn-

ten sie nicht zwei Wochen im Jahr Gott in den kleinen Armen anbeten?)“ Wenn diese Mädchen ihre Schwestern wenigstens einmal außerhalb der Schule und des Pensionates als natürliche, unbeschwerte Menschen erleben könnten! Aber auch das ist nur sehr beschränkt möglich; denn Schwestern dürfen ja nicht alles mitmachen. „Manchmal erlaubt man ihnen, uns zu begleiten, z. B. bei Exerzitien oder auf einer Studienreise. Aber da können sie nicht mit uns essen. Sie lassen uns allein und werden eigens bedient. Wir sind immer versucht, durch die Fenster oder durch das Schlüsselloch zu schauen. Ist für den Ordensstand das Essen unschicklich? Nennt man das nicht tabus schaffen?“ Als neulich eine Ordensfrau, die gerade ihr Referendarjahr machte, die Erlaubnis erhielt, ihre Kolleginnen zu einem gemeinsamen Essen ins Kloster einzuladen, war zwar der Tisch geschmackvoll gedeckt und auch sonst für alles reichlich gesorgt, aber die Ordensreferendarin durfte nur dabei sein, nicht mitessen. Ob von den eingeladenen Referendarinnen wohl eine auf den Gedanken kam, in diesen Orden einzutreten?

Aus solchen und ähnlichen Erfahrungen wird die Klage vieler Schülerinnen über ihre Schwestern, die sie vielleicht sehr achten und lieben, verständlich. „Sie verstehen uns nicht. Sie denken sich nicht in uns hinein und können es nicht. Sie fühlen mit unserem Leben nicht mit. Sie stehen nicht mitten drin, usw.“ Etwas nuancierter und akademischer drückt es ein ausgezeichnete Kenner des klösterlichen Leben, ein Kirchenrechtler, aus, wenn er die Aufmerksamkeit der Höheren Ordensoberinnen auf die Gefahr lenkt, die sich aus einer scharfen Absonderung von der Umwelt ergeben. Er sagt: „Vergessen wir nicht, daß das Apostolat eine tiefe Kenntnis des Milieus, das man christlich beeinflussen will, voraussetzt, und daß diese Kenntnis den Verzicht auf einen Teil des Schutzes verlangt, den bisher die Gemeinschaft und die Klausur gebildet haben. Heute muß jeder Apostel, Priester oder Ordensfrau, seine Klausur, d. h. jene Rüstung der Seele, die ihn nicht nur schützt, sondern kraftvoll und wirksam macht, mit sich oder besser in sich tragen“. Sonst „kennt man auf die Dauer die Welt, in der man arbeiten soll, nicht mehr, wie sie *wirklich* ist. Man isoliert die Menschen von der Umwelt, in der sie leben und die einen fast unausweichlichen Einfluß auf ihr tiefstes Empfinden und ihr Verhalten ausübt. Man behandelt sie wie Wesen, die für sich existieren, und ist unfähig, ihnen auf ihrem Terrain zu begegnen. Statt in sie hineinzuhören, drängt man ihnen seine eigenen Ansichten auf und läßt sie wohl oder übel in die Form eines vorfabrizierten und nicht entwicklungsfähigen Apostolates eintreten. Statt an ihrem Wachstum zu arbeiten, verkürzt man sie und schließt sie ein und verfehlt so das Ziel. Und bei allem nur erdenklichen Eifer mangelt es im tiefsten doch an Ehrfurcht vor dem anderen“.

Bleibt endlich noch einiges zum Thema der *religiösen und geistlichen Welt* des Klosters zu sagen. Hier, so sollte man meinen, müßte man die Ordensfrauen, weil in ihrem eigentlichsten Element, anerkennen. Aber gerade hier werden starke Vorbehalte gemacht. In welche Richtung diese Vorbehalte weisen, wird aus einem Fragebogen deutlich, den eine Gruppe junger Mädchen, die sich dem Apostolat widmet, an Oberinnen verschiedener Kongregationen richtete, mit der einleitenden Bemerkung: „Um mich nicht auf etwas Falsches einzulassen (wohl wissend, daß es vollkommene Genossenschaften und Klöster ebenso wenig wie vollkommene Ehemänner gibt), wüßte ich gern, ob diese oder jene Kongregation meinen Neigungen und dem Verlangen, das der Herr mir eingegeben hat, entspricht“. Die erste aller Fragen lautet: „Kann ich Christus lieben und das evangelische Leben leben, wie der Herr es will, d. h. also indem ich ganz auf mich verzichte, aber auch ganz ich selbst bleibe, mit meinem Temperament, schlicht, ohne einen bestimmten Stil annehmen zu müssen, ohne verpflichtet zu sein, mich wie alle anderen zu geben, ohne in eine Form gezwungen zu werden, die das, was der Herr mir an Eigenem gegeben hat, verunstaltet“. Und dann die einzelnen Fragen, die alle den Wunsch nach einer vertieften, wesenhaften Spiritualität bekunden.

1. Ist die Spiritualität ihrer Kongregation auf das Wesentliche gerichtet: auf die Heilige Schrift, die Sakramente und die Liturgie?

2. Muß man die Betrachtung über einen Stoff machen, der allen gemeinsam vorgelegt wird?

3. Ist das Betrachtungsbuch vorgeschrieben oder kann jede Ordensfrau auf ihre eigene

Art die Betrachtung machen, indem sie sich selbst einen Schrifttext sucht, von einem Ereignis, einer Tatsache, einer Gnadenanregung, die zur Kontemplation führt, ausgeht?

4. Wird das Offizium lateinisch oder in der Muttersprache gesungen oder gebetet? Sagt doch der hl. Paulus: In der Gemeinde will ich lieber fünf Worte mit meinem Verstand reden, um auch andere zu unterweisen, als zehntausend Worte in Zungen (1 Kor 14, 19).

5. Welches sind außerhalb des Offiziums die täglich oder regelmäßig zu verrichtenden Gebete der Kongregation oder des Klosters?

6. Wer und was steht im Mittelpunkt der Frömmigkeit Ihres Ordens? Ist es im Monat März der hl. Josef oder die Quadregesima? Und im Mai Maria oder die österliche Zeit?

7. Wird der Advent als der *eigentliche* Marienmonat betrachtet?

8. Kann eine Ordensfrau frei und in einem verschlossenen Umschlag ihrem Beichtvater oder Seelenführer schreiben?

Was diese Jugend als Kennzeichen ihrer Frömmigkeit und darum als unerläßlich betrachtet, ist dies: Sie will mit der Kirche leben und beten, die Eucharistie würdig feiern und in den Mittelpunkt des Tages stellen, die Mysterien des Lebens Jesu, wie sie das Kirchenjahr vor uns ausbreitet, zum Angelpunkt des Gebetslebens und der Arbeit machen. Und noch ein Zweites: Sie beansprucht für ihr persönliches religiöses Leben einen unveräußerlichen Raum der Freiheit, ist ablehnend gegenüber den Devotionen, die ihr aufgenötigt werden, und ebenso gegenüber der dauernden Betonung der Eigenart, des Sondergutes, der speziellen Heiligen eines Ordens, und will sich der priesterlichen Hilfe vergewissern. Die Fragen gehen offenbar auf gegenteilige Erfahrungen zurück und werden darum nicht ohne Grund gestellt sein.

Nachdem wir hier Zeugnisse, hauptsächlich von jungen Mädchen und von Ordensfrauen, vorgelegt haben, die in einem Kritik am Bestehenden und Sehnsucht nach Verwirklichung eines zündenden Ideals beinhalten, soll nicht jedes Wort und jede Ansicht gleich zu einem „Evangelium“ gemacht werden; man darf sie aber auch nicht zerpfücken wollen, wozu in den weiblichen Orden, wie allgemein bekannt ist, eine große Neigung besteht. Im Grunde treffen sie nämlich den Kern der Frage. Das so brennende Anliegen einer zeitgemäßen Anpassung betrifft zwar nicht die Substanz des heutigen Ordenslebens, sondern nur seine konkrete Gestalt. Aber ähnlich wie die Seele ohne den Leib nichts vermag und durch einen kranken Leib in ihrer Wirksamkeit nach außen behindert ist, so vermögen auch die „Zeugen der Gottesstadt“ nichts mehr oder nur noch wenig, wenn ihr Zeugnis für den heutigen Menschen keine Strahlungs- und Überzeugungskraft mehr besitzt. Wir alle haben darum mit Ernst zu überlegen, wie wir dem Ruf und den Aufgaben der Zeit besser entsprechen können. Je aufgeschlossener wir sind, je mehr wir innerlich bereit sind, auch Liebgewonnenes aufzugeben, falls es Einsicht und Klugheit gebieten, desto eher dürfen wir hoffen, daß sich wieder mehr junge Menschen angezogen fühlen, den Weg der Nachfolge im Ordensstand zu gehen und dort für den Herrn Zeugnis abzulegen. Für unsere Überlegungen seien im folgenden einige Hinweise gegeben.

II.

Da es sich bei der Frage der „zeitgemäßen Anpassung“ nicht in erster Linie um die beschaulichen, sondern um die apostolischen und aktiven Orden und Genossenschaften handelt, muß man sich zunächst einmal deren „Ort“ im Ganzen der sogenannten „Vollkommenheitsstände“ klar machen. Das gelingt heute um so leichter, als durch das Hinzukommen der Säkularinstitute der eigentliche Unterscheidungsgrund für die kirchenrechtlich anerkannten Formen des Vollkommenheitslebens deutlicher zum Vorschein gekommen ist: „Zwei Lebensweisen“, sagt J. Beyer⁴, „stehen einander scharf gegenüber: die *fuga a mundo*, die völlige Zurückgezogenheit und Flucht aus der Welt, und die *praesentia in mundo*, der völlige Einsatz in der Welt, die Gegenwärtigkeit in der Welt. Zwischen diesen äußersten Formen gottgeweihten Lebens steht das *öffentlich-apostolische Leben* als dritte Form. Sie ist ein Leben in der Welt, bewahrt aber die innere Einsamkeit des Mönches (geschützt durch gewisse Klausurbestimmungen) und paßt sich der jeweiligen Lage der Kirche an, wobei

⁴ Die kirchenrechtlich anerkannten Formen des Vollkommenheitslebens, in: Geist und Leben 33 (1960) 297.

allerdings zu bedenken ist, daß das unmittelbare und öffentliche Apostolat immer auch ein öffentliches Zeugnis für das Evangelium sein muß, das notwendig in Gegensatz zur sündigen Welt steht“. Wir selbst möchten die Akzente ein wenig anders setzen. Wir glauben, damit stärker dem biblischen Befund, dem Geheimnis der Gnade und der Erlösung, Rechnung zu tragen. Dieses Geheimnis besteht darin, daß der transzendente, überweltliche, alles geschöpfliche Sein und alle geschöpfliche Erfahrung übersteigende Gott unter uns anwesend ist, so daß wir ihn rufen, mit ihm sprechen und seine Liebe erfahren können, mit einem Wort: an seinem Leben Anteil nehmen, einstweilen noch im Hell-Dunkel des Glaubens, einmal aber in aller Offenheit. So war es schon im Alten Bund geweissagt; so ist es im Neuen in Erfüllung gegangen. „Ich will unter euch wohnen; ich will euer Gott sein, und ihr sollt mein Volk sein“ (Lev 26, 12; 2 Kor 6, 16). Damit ist zugleich folgendes gesagt: Der in seiner Schöpfung gnadenhaft anwesende Gott eint diejenigen, die er zu seiner Anschauung berufen und als seine Kinder angenommen hat, auch untereinander zu einer großen Gemeinschaft von Liebenden. Gerade darin wird die Liebe Gottes für uns Menschen sichtbar, strahlt seine Herrlichkeit auf unserem Antlitz wider. Und da beides: das Wohnen Gottes unter uns und die Volkwerdung der Erlösten *in Christus* zur Vollendung gekommen ist, so äußert sich christliches Leben einmal im vertrauensvollen Zutritt (Parresia) der Erlösten mit Christus und durch Christus zum Vater, zweitens in der Verwirklichung der christlichen Bruderschaft, des Geheimnisses von Haupt und Leib *ein Christus*. Der Rätestand nun stellt dieses doppelte Geheimnis unserer Begnadung und Erlösung in vollkommener Weise dar, weil er in Christi Leben sein Vorbild hat und von Christus begründet wurde. Und zwar auf verschiedene Weise: Die beschaulichen (monastischen) Orden realisieren das Geheimnis des in Christus unter uns gegenwärtigen Vaters vor allem in der Kontemplation und im Chorgebet, das Geheimnis der Bruderschaft in Christus, des Herrenleibes, in der brüderlichen (schwesterlichen) Gemeinschaft des Klosters. Die Mitglieder der Säkularinstitute sollen Gott, außer in den Stunden des Gebetes, in allen Dingen finden und die Bruderschaft mitten in der Welt verwirklichen, überall dort, wohin ihr Leben und ihr Beruf sie verschlägt. Die apostolischen bzw. aktiven Orden und Genossenschaften nehmen eine Mittelstellung ein. Sie leben einerseits in der Zurückgezogenheit und doch wieder mitten in der Welt: hier wie dort sollen sie Gott finden und ihn anbeten, hier wie dort sollen sie die Bruderschaft verwirklichen, in der sichtbaren Gemeinschaft der Mitbrüder (Mitschwestern), aber ebenso mit den Menschen, unter denen sie arbeiten. Dabei ist der eigentliche Grund ihrer Existenz die apostolische Verkündigung bzw. der christliche Liebesdienst.

Sie haben demnach ihr Schwergewicht nicht im Kloster, in der Kommunität, wie es in den monastischen Orden der Fall ist, sondern im Apostolat und in der Arbeit. Das läßt sich geschichtlich ganz klar nachweisen. Nicht erst im Jesuitenorden, sondern schon im ursprünglichen Franziskanerorden gibt es keine Monasterien mehr. „Wenn etwas an dem neuen Orden (der Franziskaner) auffallend war“, sagt der Ordenshistoriker Kajetan Eßer OFM⁸, „dann war es die Tatsache, daß er keine ‚Klöster‘ im alten Sinn hatte. Vielmehr zogen die Brüder als wandernde Prediger durch die Welt, um überall zur Buße zu mahnen und das Reich Gottes zu verkünden. Ihr Apostolat ließ den Gedanken an eine klösterliche Seßhaftigkeit zunächst nicht aufkommen. . . . Sie haben nicht Klöster und Kirchen, nicht Äcker und Weinberge, Vieh und Häuser oder anderes Besitztum, und nicht einmal etwas, wohin sie ihr Haupt legen können“. . . . Zur Nachtzeit kehren sie in die Einöde oder an abgelegene Orte zurück, um sich der Betrachtung zu widmen. Das Kloster der Minderbrüder ist, wenn wir es so formulieren sollen, die weite Welt; darum spricht Jakob von Vitry auch von der „spatiosi claustrī amplitudo“ (der Großartigkeit des geräumigen Klosters), in der der Orden lebte“. Wenn diese Entwicklung bei den späteren apostolischen Frauengenossenschaften nicht in gleicher Weise festzustellen ist, so sind die Gründe dafür einsichtig zumal wenn man bedenkt, welche Zurückhaltung sich die Frau in der Öffentlichkeit Jahrhunderte lang auferlegen mußte und wie streng die Kirche darum über die Klausur wachte. Auf jeden Fall ist der Sinn des Lebens in der Klausur für die apostolischen (aktiven) Orden und Genossenschaften, Vorbereitung und Schutz für das Apostolat und die Arbeit zu sein; es hat seinen Sinn nicht in sich selbst. Weder das gemeinsame Gebet noch die klösterliche Familie dürfen darum bei

⁸ Franziskan. Studien 42 (1960) 297f.

ihnen den Hauptraum einnehmen. Und auch das Kleid hat bei ihnen eine andere Funktion als im Mönchtum. Gewiß soll es, wie Pius XII. sagte, „die Weihe an Christus zum Ausdruck bringen“, aber es soll auch ein „Arbeitskleid“ sein, angepaßt der Tätigkeit des betreffenden Ordens.

Aus dieser Sicht heraus bedürfte es in den apostolischen (aktiven) weiblichen Orden und Genossenschaften mancherlei „Reformen“. Denn jeder Kundige weiß, wieviel sie an monastischen Gewohnheiten mit sich führen, angefangen vom Kleid und vom Ordensnamen über das lateinische Chorgebet bis zur Handhabung von Armut und Gehorsam; die Stellung der Oberin unterscheidet sich, was ihre Vollmachten betrifft, nicht viel von der einer Priorin oder Äbtissin in einem beschaulichen Orden. Daß es anders hätte sein können, lag übrigens gar nicht in ihrer Macht. Die kirchliche Überlieferung hat sie dahin gedrängt und das Kirchenrecht hat das einmal Bestehende verfestigt. Erst heute beginnt sich die Einsicht durchzusetzen, daß die Kluft zwischen Kloster und Welt um des Apostolates und der Arbeit willen um einiges verringert werden müßte. Das bedeutet nun nicht einen allgemeinen Abbau und eine neue, vielleicht noch schlimmere Uniformierung, wozu das technische Denken unserer Zeit verleiten könnte. Es wird vielmehr auch weiterhin viele Übergangsformen geben, vor allem dort, wo sie organisch geworden sind. Es gilt also zu unterscheiden und den einzelnen Fall zu berücksichtigen. Aber aufs Ganze gesehen kommt man wohl an einschneidenden Maßnahmen nicht vorbei, will man noch den Aufgaben der Zeit gewachsen sein und für die heutige Generation ein überzeugendes Ideal darstellen. Dazu bedürfte es des Mutes der Heiligen und großer menschlicher Klugheit, wie das Beispiel des hl. Ignatius von Loyola zeigt, der in seiner Zeit von nicht wenigen Orden als Störenfried und ungesunder Neuerer angesehen wurde.

Die Zeit drängt. Schon heute ist es so, daß viele Ordensfrauen mit den Laien in einer gemeinsamen Arbeit stehen. Das wird in den kommenden Jahren noch stärker der Fall sein, nicht nur wegen des mangelnden Ordensnachwuchses, sondern auch wegen einer ganzen Reihe von Arbeiten, die nur noch zusammen mit Laien getan werden können. Das verlangt gebieterisch eine gewisse Angleichung des Lebensrhythmus der Ordensfrau an den der Laien und umgekehrt eine Hineinnahme der Laien in die Gemeinschaft der Schwestern. Ein paar Beispiele dafür: In einem technischen Betrieb, den eine Ordensgemeinschaft führt, stehen Ordensmitglieder neben Laienkräften an den Maschinen. Die Laien haben ihre festgesetzte Arbeitszeit, wie es in ihrem Beruf tariflich geregelt ist, die Ordensbrüder arbeiten noch darüber hinaus; die Laien haben ihre Pause, bringen ihr Frühstücksbrot usw. mit, die Ordensbrüder haben eine andere Tagesordnung. Hier wird auf die Dauer ein gedeihliches Zusammenarbeiten nur möglich sein, wenn sich beide Gruppen einigermaßen zu einer solidarischen Gemeinschaft finden, sich im gleichen Werk engagieren. — In einem Krankenhaus arbeiten neben 40 Schwestern, 80 Angestellte: Hausmädchen, Freie Schwestern und Bürokräfte. Auf den Stationen, im Operationssaal usw. arbeitet man selbstverständlich zusammen, aber außerhalb des eigentlichen Berufsmilieus leben die Schwestern ihr Leben für sich: im Refektorium, in der Erholung, in der Kapelle, wodurch die Laien sich nie als ganz dazugehörig betrachten; eine echte Gemeinschaft kommt auf diese Weise nicht zustande. Sollten aber nicht gerade die Ordensgemeinschaften in vorbildlicher Weise vorleben, was es um die christliche Bruderschaft ist und was es bedeutet, daß Christus der Herr mitten unter uns weilt: „Wenn zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, dann bin ich mitten unter euch“ (Mt 18, 20)? Sollten sie nicht die Kernzellen christlicher Gemeinschaftsbildungen sein? Warum sind sie es so wenig? Ist ihre bisherige Abschließung nach Art der beschaulichen Orden gerechtfertigt?

Mit einer äußeren Anpassung allein ist es allerdings nicht getan. Es muß ein Umdenken dazu kommen, und zwar auf verschiedene Weise, sowohl auf seiten der Vorgesetzten wie der Untergebenen. Dazu gehört in erster Linie die Erziehung zu einem größeren Verantwortungsbewußtsein, die natürlich nur dann einen Sinn hat, wenn der einzelnen Ordensfrau von vorneherein ein größerer Spielraum des Handelns und der Entscheidung zugiebilligt wird. Das Ideal der „guten Ordensfrau“, die fromm ist, die heilige Regel erfüllt, pünktlich und fleißig bei der Arbeit ist, im Kreuz nicht klagt, sich willig unterordnet und keinen eigenen Gedanken äußert, genügt heute nicht mehr, wenn es auch immer wahr sein wird, daß die

meisten über dieses Ideal nicht hinauskommen (und das ist schon viel!). Es dürfte nur nicht die Regel sein und nicht als Idealzustand hingestellt werden. Sonst wäre eine Kongregation heute zum Aussterben verurteilt. — Die zweite Forderung, die hier erhoben werden muß, geht dahin, daß unsere Ordensfrauen sich ganzheitlicher d. h. mit ihrem ganzen Menschsein in der Arbeit und in der Gemeinschaft engagieren. Die Arbeit darf für sie nicht nur etwas sein, was ihnen im Gehorsam aufgetragen ist, der sie aber im übrigen kühl und distanziert gegenüberstehen — im Grunde ist es ihnen darum gleich, was sie tun, und vielfach wird es auch so gehandhabt, daß ihnen bald dies, bald jenes aufgetragen wird. Noch viel weniger dürfen sie in den Menschen, den Kindern und Jugendlichen, den Kranken und Alten, nur ein Objekt ihrer karitativen und apostolischen Betreuung sehen. Sie müssen sie vielmehr in selbstloser, aber nicht nur übernatürlicher, sondern echt menschlicher Weise lieben, und das will gelernt sein. Anders werden sie sich nicht für sie opfern und hingeben können, wie Christus es verlangt. — Zu beidem gehört eine intensivere Schulung als bisher, und zwar sowohl eine menschliche wie eine geistliche (die fachliche Schulung versteht sich von selbst und ist relativ die leichteste). Wer wird sie geben können? In erster Linie die Novizenmeisterin, die allerdings selbst wieder auf ihr Amt eigens vorbereitet sein muß. Dann aber der Priester. Seine Mithilfe scheint uns in der Ausbildungszeit und in den ersten Jahren des Ordenslebens unentbehrlich. Und gerade hier ist ein großes Vakuum. Denn wo sind diese Priester? Und was noch schlimmer ist: Wir haben nicht den Eindruck, daß für dieses Anliegen, außer bei den Schwestern selbst, genügend Verständnis da ist. Dabei hinge von dieser Mithilfe so entscheidend viel ab. Ohne sie bliebe alle Reform ohne rechten Grund und darum fragwürdig.

Die Verwirklichung einer „zeitgemäßen Anpassung“ ist nicht das Werk eines einzelnen und eines Tages, sondern einer ganzen Generation. Sie erfordert Gebet, Bereitschaft, Mut und Klugheit. Sie ist sowohl von der apostolischen und karitativen Arbeit wie auch von der Nachwuchssorge diktiert. Was letztere betrifft, so sind wir nicht der Ansicht, als würden u. U. die neu entstehenden Säkularinstitute auch nur annähernd die Arbeiten mitübernehmen können, die bisher von den Orden und Kongregationen geleistet wurden, ganz abgesehen davon, daß sie zahlenmäßig dazu noch gar nicht fähig sind und es wahrscheinlich auch nie sein werden, so attraktiv sie gegenwärtig auf die junge Generation wirken mögen. Geht es doch hier und dort um verschiedene Berufungen, und ebenso um verschiedene Weisen des apostolischen und karitativen Tuns. Man kann darum nur beten und hoffen, daß das Anliegen der Anpassung von den Ordensfrauen selbst, aber auch von allen zuständigen, dafür verantwortlichen Stellen begriffen und in entschiedener Weise angepackt wird.

* * *